

## TAGUNGEN

### Die schiefen Fronten der Kulturkritik

München hielt es für richtig, während der 800-Jahr-Feier der Stadt neben den Festvorstellungen, Festkonzerten, den Gedächtnisausstellungen usw. auch einen internationalen Kongreß der Kulturkritiker zu veranstalten. Es wurden Journalisten, Literaten, Literaturhistoriker, Intendanten, Geisteswissenschaftler, Philosophen, Soziologen und Ärzte eingeladen. Es fanden sich etwa 30 bekannte Persönlichkeiten aus den USA, England, der Schweiz, Österreich und Deutschland zusammen, um Kritik zu üben.

Um es gleich vorwegzunehmen: Man wollte das Paradoxe fertigbringen, Kritik und die Kritiker in einem Schaugespräch zu organisieren. Kritik ist aber etwas der Organisation Feindliches, und es zeigte sich, daß eine akkumulierte Kritik zu einem organisierten Zeitpunkt und zu bestimmten, im vornherein festliegenden Themen unglauwbürlich und komisch wirkt. Ein organisiertes Schaugespräch von sogenannten Kulturkritikern wird ein Teil des „Kulturbetriebes“, von dem die Kritiker sich sonst in Worten, wenn auch nicht in Taten, distanzieren. Der einladende Festverein muß sich auch nicht klar darüber gewesen sein, wer denn ein Kulturkritiker ist. Wer Theater-, Musik- und Filmkritiken schreibt, wer politische Tagesereignisse in Zeitungen, Zeitschriften und Rundfunk kommentiert, ist noch kein Kulturkritiker. Ein Literaturhistoriker, der Dichter und Dichtungen deutet und wertet, ist es ebenfalls nicht. Ist ein Arzt einer, der über einen möglichen Zusammenhang zwischen Kultur und Krankheit nachdenkt? Unter welchen Umständen ist ein Philosoph, ein Soziologe einer? Hier wird deutlich, daß Kulturkritik als Begriff schillernd und vage bleibt, daß sie sich auf viele Dinge bezieht, gelegentlich auch auf die Kultur als Ganzes. Vielleicht aber ist die Kulturkritik auch eine Kritik am falschen Gegenstand. Vielleicht weisen die bemängelten Erscheinungen der Kultur auf etwas anderes hin: auf die Gesellschaft. In einigen Vorträgen zumindest wurde der Gegenstand der Kritik ausgewechselt, und es erschien die Gesellschaft an Stelle der Kultur.

Es gab so viele Auffassungen, wie es Redner und Teilnehmer gab. Jeder sprach seine eigene wissenschaftliche oder unwissenschaftliche Sprache. Wer geglaubt hatte, daß die Teilnehmer an der Diskussion sich um gegenseitige Verständigung bemühten, der sah sich getäuscht. Die Vorträge waren, wie immer, Monologe. Die Kritiker taten das, was sie sonst immer bemängeln, nämlich nicht genau zuhören und dem Vortragenden Ansichten unterschieben, die er gar nicht oder so nicht geäußert hatte. Dem Beobachter bot sich eine Gedanken- und Sprachverwirrung dar; es fehlte die rechte Kommunikation unter den Sprechenden. Jeder lebte in

seiner Gedankenbastion, von der aus er auch schoß, aber meistens danebenzielte.

*Max Horkheimer*, Professor für Sozialphilosophie in Frankfurt, eröffnete die Tagung mit dem Thema „Philosophie als Kulturkritik“. Er zeigte die verlorene Position der Geisteswissenschaften in der heutigen Zeit auf, die, um sich im Getriebe der Wissenschaften halten zu können, ihre Nützlichkeit für Manager und Politiker nachweisen müssen. Dabei habe die Philosophie an der Spitze der Geisteswissenschaften ihre eigene Bedeutung in der europäischen Kultur gehabt, nämlich die Einheit der Kultur zu stiften. Der Motor dieses Geistigen sei stets der Widerspruch zwischen jedem Gedankensystem und der Wahrheit, zwischen jeder isolierten Struktur einer Kultur und dem Ideal gewesen, das in ihr selbst angelegt sei. Die Kritik habe aber das Kritisierte nie vernichtet, sondern in der Negierung auch zu bewahren gesucht. Dafür konnte Horkheimer einleuchtende Beispiele aus der europäischen Geistesgeschichte anführen. Die Philosophie als Kulturkritik müsse heute insbesondere darauf hinweisen, daß die geistige Einheit, der Gedanke, zurückzugehen scheine. Die Hingabe an die Beherrschung der Natur, die Einbeziehung immer größerer Massen in die Steigerung des Verbrauchs nähme die Menschen so in Anspruch, daß ihr Wort nur noch Funktion sei und die Rede vom Ideal leer würde. Für Geistiges sei wenig Zeit und Kraft übrig, und von ihm führe kein Weg zu den täglichen Verrichtungen. Der einzelne würde stumm, und wo er es noch nicht sei, könne das Sprechen keine Beziehungen zwischen den Menschen mehr stiften. Wenn Kulturkritik nicht nur ein Ornament sein wolle, so müsse sie das Mißverhältnis zwischen Humanität, der Entfaltung der geistigen und hilfreichen Fähigkeiten der Menschen einerseits und den Mitteln andererseits, die die Gesellschaft dafür zur Verfügung stellt, ins rechte Licht rücken. Die Kulturkritik dürfe die Vergangenheit nicht romantisch überschätzen, sie müsse den materiellen Fortschritt und die bessere Versorgung der Massen bejahen. Es ginge nicht so sehr darum, einige wenige zu befreien und ihnen Möglichkeiten des zweckfreien Denkens zu geben, sondern es gelte, die Gesellschaft als Ganzes zu emanzipieren.

Bei diesem Vortrag zeigte sich, daß Kritik, wenn sie in das Zentrum der Misere vorstößt, Gesellschaftskritik wird. Sie bleibt nicht bei dem Aufweisen von Symptomen stehen und bündigt die Gefahr, romantische oder reaktionäre Elemente aufzunehmen.

Das konnte man auf dem Kongreß nicht von allen Vorträgen sagen. Schon der nächste von *Hannah Arendt*, der Soziologin aus New York, die spekulativ über „Politik und Kultur“ philosophierte, war nicht frei von diesen Elementen. In einer Begriffs-Analyse, die sich nur scheinbar am historischen Beispiel der griechischen Polis entzündete, stellte sie das Verhältnis von

Politik und Kultur auf den Kopf. Der Konflikt zwischen dem Politischen und dem Kulturellen sei der Konflikt zwischen Handeln und Herstellen. Zum Wesen des Herstellens gehöre, daß es ohne Gewalttätigkeit niemals möglich sei und daß es einen Gebrauch von Mitteln zu bestimmten Zwecken umschließe. Das Politische aber beruhe auf der Kunst der Überredung, des Miteinandersprechens; Gewalttätigkeit habe keinen Raum im Politischen. Unsere Misere sei dadurch entstanden, daß die Verhaltensweisen, die zum Herstellen gehörten, zu politischen Verhaltensweisen geworden wären. Im Grunde aber seien sie Bereiche mit grundverschiedenen Kategorien und Wertungen, die trotzdem aufeinander angewiesen seien. Die Kultur brauche den von der Politik geschaffenen öffentlichen Raum, und das Handeln bedürfe der Sichtbarmachung durch die kulturellen Werke, die dem flüchtigen Wort und der vergänglichen Tat Dauer verleihen. Wenn Kulturgüter, so wie heute, gleich den Lebensmitteln verbraucht würden, so würde Kultur verzehrt und ginge ihres eigenen Sinnes verlustig. Die Massenkultur sei entartete Kultur, deren Anfang in die „gute Gesellschaft“ des 18. Jahrhunderts zurückreiche, weil hier Kultur „vergesellschaftet“ wurde. Kultur sei nie zum Vergnügen da; denn sie sei ein „Weltphänomen“ und Vergnügen ein „Lebensphänomen“.

Dieser Vortrag hielt sich im sogenannten „Grundsätzlichen“, daher der große Anklang, den er fand. Phänomenologie und Begriffsanalysen sind bei uns noch immer etwas, woran sich die Menschen begeistern.

So ist auch die Resonanz zu verstehen, die der Vortrag des Theologen und Sozialtheoretikers *Oswald von Nell-Breuning* „Unsere Gesellschaft und ihr kulturelles Gesicht“ erregte. Für ihn ist die Gesellschaft „der in Raum und Zeit verlaufende, verbindlich vorgegebene Handlungszusammenhang der Menschen zur dauernden Verwirklichung der objektiven Kulturwelt“. Ob unsere gesellschaftlichen Zustände den Kulturprozeß fördern oder ihn erschweren, sei nicht mit einem glatten Nein oder Ja zu beantworten. Soweit die Gesellschaft Menschenwürde, Freiheit und Gerechtigkeit schütze, soweit diene sie ihm; soweit sie diese Werte verzerre, verzerre sie auch ihn. Er kennzeichnete unsere Gesellschaft als „kommerzialisierter Gesellschaft“, in der nur die vom Markt honorierte Leistung gelte. Sie zerstöre daher die Gemeinschaft der Familie, deren Bindungen und Beziehungen jenseits der wirtschaftlichen Nützlichkeit lägen. Eine Gesellschaft habe so viel kulturellen Gehalt, wie sie familienfreundlich sei. So wichtig dieser Hinweis auf die Zerstörung der Familie sein mag, so bedeutet er doch nur einen Aspekt unserer Gesellschaft. Wieweit er für die Kultur als Ganzes von Bedeutung ist, ließ der Redner offen.

Die Gesellschaft steht nicht nur in Verdacht, die kleinen Gruppen zu zerstören, sondern auch die individuelle körperliche Gesundheit der Menschen. *Arthur Jores*, Professor für innere Medizin in Hamburg, beschränkte seine Untersuchungen auf einzelne Krankheiten: das Magengeschwür, den Bluthochdruck, die Zuckerkrankheit, den Basedow, die er als Folgen von Konfliktneurosen betrachtete, die nur im Abendland von heute möglich seien, nachdem die verbindlichen Wertmaßstäbe verlorengegangen seien. In anderen Zivilisationen, in denen die Menschen in der Gemeinschaft geboren lebten, gäbe es diese Krankheiten nicht. Die Konflikte würden dadurch verschärft, daß die Menschen an ihrer eigentlichen Entfaltung gehindert seien und deswegen in einer eingestanden oder uneingestandenem Bedrängnis lebten.

Die anwesenden Mediziner sahen in den Thesen des Redners eine unzulässige Verallgemeinerung. Insbesondere wurde bestritten, daß kollektive Bindungen psychisch beruhigten und Individualität beunruhigend wirke. *Horkheimer* versuchte, die Alternative „Leben in Geborgenheit und Leben ohne Geborgenheit“ als falsch aufzulösen und das Streben des Menschen zur Freiheit als etwas Wesentliches hinzustellen, was ihn keineswegs krank mache. Der Psychiater und Psychologe *Max Mikorey* konnte diese These noch mit Beispielen festigen: Die Primitiven leben nachweisbar in kollektiven Zwangsneurosen; die mittelalterlichen Menschen seien auch durch und durch neurotisch gewesen trotz der religiösen Geborgenheit.

Wer kann die Menschen heute heilen, oder von woher kommt Heilung? Sind es die Dichter? Sie waren nach *Walter Muschg*, dem Baseler Literaturhistoriker, die unerschrockensten Kulturkritiker. In für jeden begreifbaren Gegenbildern hätten sie eine bessere Welt gezeigt. Die großen Polemiker und Satiriker hielten den Zeitgenossen ihre Schwächen und Laster vor. Dichter verklären und greifen an. Auch das scheinbar weltfernste Kunstwerk habe noch einen Bezug zur Realität. Jedoch seien die Dichter stets wirkungslos geblieben, und die Geschichte hätte, von ihnen unbeeinflusst, ihren Lauf genommen. Die Dichter wirkten immer nur auf einzelne Menschen, nie aber auf die große Gesellschaft.

Heißt es nicht die Dichter wie Philosophen überfordern, wenn man von ihnen erwartet, daß sie die Welt verändern? Dieser falsche Auftrag, den man ihnen gibt, bereitet den Boden für Resignation und Pessimismus. Die Kritiker ziehen sich in den elfenbeinernen Turm ihrer Kritik zurück, von dem sie entweder in die falsche Richtung zielen oder mit den „ewigen“ Werten allein Zwiesprache halten.

*Ludwig Marcuse*, Los Angeles, zeigte in seinem Vortrag „Kulturpessimismus“ die Antithesen auf, von denen aus der Pessimismus seit

dem 18. Jahrhundert seine Impulse bezog. Bei Rousseau war es die „unschuldige Natur“, bei Jacob Burckhardt „das Spontane“, bei Simmel „das Persönliche“, bei Nietzsche „die Unschuld des Animalischen“ und bei Freud „die Pan-Sexualität“. Der heutigen Kulturkritik fehle dieser gewaltige Elan, sie drohe mit demagogischen Rezepten und versprache das Heil, wenn man nur die „Gottlosigkeit“, den „Materialismus“, den „Monopolkapitalismus“, die „Diktatur“, den „Krieg“ aufgäbe. Die Therapien seien eine Aufforderung an das Individuum, sich zu bessern, und an die Gesellschaft, sich zu ändern. Wer das empfehle, benähme sich wie ein Mediziner und sei der unfreiwillige Produzent einer Untergangsstimmung. Der Kulturpessimismus lebe von zu großen Versprechungen. Er sei ein Kater nach chiliastischen Illusionen. Kurieren könne man nur, wenn man die Ziele herabsetze. An Stelle von weltweiten Plänen solle die tägliche Bewältigung der nächsten Aufgaben stehen. Die Freiheit sei sowieso nur die intimste Ange-

legenheit jedes einzelnen, und der Versuch einer kollektiven Lösung sei die groteske Illusion des 20. Jahrhunderts.

Zu Beginn des Kongresses wies *Max Horkheimer* auf die Emanzipation der gesamten Gesellschaft hin. Nach mancher Kritik an Symptomen blieb zum Schluß die Devise von der intimen Freiheit des einzelnen. Es regten sich auch energisch die Befürworter und Enthusiasten, zumal die Ursachenforschung nicht selten die falschen traf: die Technik, die Verbreitung der Literatur durch Taschenbücher, die Teilnahme vieler an „kulturellen Veranstaltungen“, die „Masse“, die glauben und nicht erfahren und wissen müsse. Es kam das reaktionäre Unterfutter mancher Kritik zum Vorschein. Im berechtigten Protest dagegen verwischten sich die Fronten vollständig. Mit einer einzigen Ausnahme war Reaktionäres, Konformistisches und Fortschrittliches auf eine seltsame Weise vermischt. Man tut gut daran, die Kulturkritik, wo immer sie sich regt, genau unter die Lupe zu nehmen.

*Dr. Maria Borris*